

btb

Buch

Die Anwältin Rebecka Martinsson ist nach einem Fall, der ihr körperlich und seelisch stark zugesetzt hat, von Stockholm weggezogen. Sie lebt in dem alten Haus ihrer Großmutter nahe ihrer Geburtsstadt Kiruna und versucht, innerlich zur Ruhe zu kommen. Doch schon bald wird ihr eine Stelle bei der Staatsanwaltschaft angeboten – und kurze Zeit später ist sie mit Polizeikommissarin Anna Maria Mella in einen neuen Mordfall verwickelt. Am zugefrorenen Fluss wurde eine Leiche gefunden. Das Opfer ist schnell identifiziert: Es handelt sich um Inna Wattrang, leitende Angestellte einer weltweit erfolgreichen Grubengesellschaft. Deren Gründer, Mauri Kallis, war einst bettelarm. Seinen märchenhaften Aufstieg verdankt er nicht nur seiner verwegenen Lust am Spekulieren, sondern auch Inna und Diddi Wattrang, gutaussehenden Geschwistern aus verarmtem Hochadel mit besten gesellschaftlichen Beziehungen. Hatte die Tote etwas mit Mauris überaus dubiosen Geschäften zu tun?

Autorin

Åsa Larsson wurde 1966 in Kiruna geboren. Sie arbeitete lange Jahre als Steueranwältin. Seit dem überwältigenden Erfolg ihrer preisgekrönten Kriminalromane »Sonnensturm« und »Weiße Nacht« widmet sie sich ganz dem Schreiben. »Der schwarze Steg« ist ihr dritter Roman, der auf Deutsch erscheint. Larsson hat zwei Kinder und lebt mit ihrer Familie südlich von Stockholm.

Åsa Larsson bei btb

Sonnensturm. Roman (73600)

Weiße Nacht. Roman (73641)

Åsa Larsson

Der schwarze Steg

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Gabriele Haefs*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Svart stig« bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2009, btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2006 by Åsa Larsson
Published in German language by arrangement
with Bonnier Group Agency, Stockholm, Sweden
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by C. Bertelsmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Anthony Ise/ Getty Images

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73862-5

www.btb-verlag.de

Können Sie sich erinnern?

Rebecka Martinsson sah ihren toten Freund in Poikkijärvi im Kies liegen. Und die Welt brach zusammen. Rebecka musste festgehalten werden, sonst wäre sie in den Fluss gegangen.

Das hier ist das dritte Buch.

**Auszug aus dem Krankenbericht, 12. September 2003,
betr. Patientin Rebecka Martinsson**

Kontaktursache: Pat. wurde ins Krankenhaus von Kiruna eingeliefert, mit Gesichtsverletzungen nach Sturz und Schlag auf den Kopf. Befindet sich bei Einweisung in akutem psychotischem Zustand. Chirurgische Behandlung der Gesichtsverletzungen notwendig, weshalb Pat. in Narkose versetzt wurde. Bei Erwachen weiterhin floride psychotische Symptome vorhanden. Entscheidung zur Zwangseinweisung gemäß § 3 Gesundheitsgesetzgebung. Überführung in die psychiatrische Abteilung des St.-Görans-Krankenhauses in Stockholm, geschlossene Abteilung. Vorl. Diagnose: Psychose INA. Behandlung: Risperdal mix 8 mg/Tag sowie Sobril 50 mg/Tag.

Die Zeit ist nahe.

Sehet, er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen alle Augen.

Die Stunde ist nahe.

Es ist die Zeit des feuerroten Pferdes. Dessen, der da kommt mit dem langen Schwert, auf dass die Menschen einander abschlachten.

Und hier! Halten sie mich in den Armen! Sie hören nicht! Hartnäckig weigern sie sich, den Blick zum Himmel zu heben, der sich über ihnen auftut.

Es ist die Zeit des fahlen Pferdes.

Und er scharrt mit seinem scharfen Huf. Er tritt die Erde auf seinem Weg fort. Da geschah ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde finster wie ein schwarzer Sack voller Haare, und der ganze Mond wurde wie Blut.

Und ich blieb zurück. Es sind ihrer viele, die zurückgelassen wurden. Wir fallen vor unserer Reise in die Finsternis auf die Knie, und wir leeren vor Furcht unser Gedärm. Auf dem Weg zur See, die mit Feuer und Schwefel brennt, und das ist der zweite Tod. Nur wenige Minuten bleiben noch. Man packt das Erstbeste. Klammert sich an den Nächstbesten.

Ich höre die Stimmen der sieben Donner. Endlich sind die Wörter deutlich.

Sie sagen. Dass die Zeit. Nahe ist.

Aber hier hört niemand zu!

**Auszug aus dem Krankenbericht, 27. September 2003,
betr. Patientin Rebecka Martinsson.**

Die Patientin ist ansprechbar, antwortet auf Anrede, kann sich zu den Ereignissen äußern, die die depressive Psychose ausgelöst haben. Zeigt Symptome von Depressivität, wie Gewichtsverlust, Unlust, gestörten Nachtschlaf und frühes Erwachen. Suizidgefährdet. ECT-Behandlung wird fortgesetzt. Cipramil in Tablettenform, 40 mg/Tag.

Einer der Pfleger (ich habe Pfleger, allein die Vorstellung!) heißt Johan. Oder Jonas? Johnny? Er geht mit mir spazieren. Ich darf nicht allein los. Wir gehen nicht weit. Trotzdem werde ich unvorstellbar müde. Vielleicht sieht er das, als wir zurückgehen. Er gibt vor, nichts zu merken. Redet die ganze Zeit. Das ist gut, dann muss ich nichts sagen.

Er spricht über Muhammad Alis Titelkampf 1974 gegen George Foreman in Zaire.

»Der hat so viel Prügel eingesteckt! Stand vor dem Seil und

ließ Foreman schlagen. Foreman, also, der war übel. Wir reden hier von Schwergewicht, die meisten haben das ja vergessen, aber die Leute haben sich vor diesem Kampf wirklich Sorgen um Ali gemacht. Dachten, Foreman würde ihn vielleicht umbringen. Und dann stand Ali einfach da wie ein verdammter ... Fels! Und steckte sieben Runden lang Prügel ein. Hat Foreman psychisch total fertig gemacht. In der siebten Runde beugte er sich zu Foreman vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Is that all you got, George?« Und das war es auch. Danach, in der achten, konnte Foreman sich kaum noch verteidigen, und dann kam diese Öffnung. Ali, einfach: tshum!« (Seine rechte Hand jagt als Haken durch die Luft.) »Foreman kippt um wie ein gefällter Baum. Prrrakasch!«

Ich gehe schweigend weiter. Registriere, dass es bei den Bäumen jetzt nach Herbst riecht. Er dagegen redet. Rumble in the Jungle. I am the greatest. Thrilla in Manilla.

Oder er redet über den Zweiten Weltkrieg (darf er das eigentlich, frage ich mich in Gedanken, bin ich denn nicht empfindlich, zerbrechlich sozusagen, was würde der Oberarzt dazu sagen?).

»Die Japaner, das sind echte Krieger. Verstehst du, wenn den Kampfflugzeugen mitten über dem Pazifik der Treibstoff ausging. Wenn ein amerikanischer Flugzeugträger in Reichweite war, haben sie sich einfach drauffallen lassen. Peng. Oder sie haben auf dem Meer eine elegante Bauchlandung hingelegt, nur um zu zeigen, was sie für unglaublich fähige Flieger waren. Danach, wenn sie überlebt hatten, sprangen sie ins Wasser und töteten sich mit dem Schwert. Sie fielen dem Feind nicht lebend in die Hände. Das war auch bei den Kämpfen bei Guadalcanal so. Sie sprangen wie Lemminge in den Abgrund, als ihnen aufging, dass sie besiegt waren. Die Amis standen da mit ihren Megafonen und riefen, sie sollten sich ergeben.«

Als wir zur Station zurückkommen, habe ich plötzlich Angst, er könnte mich fragen, ob ich gern spazieren gehe. Fragen, ob

ich diesen Spaziergang gern gemacht habe. Ob ich morgen auch einen machen möchte.

Ich kann nicht mit »ja« oder »gern« antworten. Dann komme ich mir vor wie damals als Kind. Bei den Frauen im Dorf, wenn sie zu Eis oder Limo einluden. Die mussten immer fragen: »Schmeckt das?« Obwohl sie es doch sehen konnten. Ich saß da und schleckte, andächtig, stumm. Ich musste ihnen etwas geben. Einen Preis. »Ja« und am liebsten »danke« von der Kleinen, der Armen mit der verrückten Mutter. Jetzt habe ich nichts zu geben. Nicht einen Mucks. Wenn er fragt, muss ich Nein sagen. Obwohl es wunderschön war, in der Luft zu atmen. Auf der Station riecht es nach ausgeschwitzter Medizin, nach Zigaretten, Schmutz, Krankenhaus, Reinigungsmittel für die Plastikböden.

Aber er fragt nicht. Nimmt mich auch am nächsten Tag mit auf eine Runde.

**Auszug aus dem Krankenbericht, 27. September 2003,
betr. Patientin Rebecka Martinsson.**

Patientin reagiert gut auf die Behandlung. Suizidgefahr scheint nicht mehr zu bestehen. In den beiden vergangenen Wochen Behandlung im Rahmen der Gesundheitsgesetzgebung. Niedergeschlagen, aber nicht ernsthaft deprimiert. Wird in eine Wohnung in Kurra-vaara gebracht, einem Dorf bei Kiruna, wo sie aufgewachsen ist. Weiterhin poliklinische Gesprächstherapie in Kiruna. Weiterhin medikamentös behandelt, Cipramil 40 mg/Tag.

Der Oberarzt fragt, wie es mir geht. Ich antworte: Gut.

Er schweigt und sieht mich an. Fast ein Lächeln. Verständnisvoll. Er kann unendlich lange schweigen. Darin ist er Experte. Schweigen provoziert ihn nicht. Am Ende antworte ich: Gut genug. Das ist die richtige Antwort. Er nickt.

Ich darf nicht hierbleiben. Habe lange genug Platz weggenommen. Es gibt Frauen, die diesen Platz dringender brauchen. Solche, die sich die Haare anstecken. Die hier auf der Toilette Spiegelscherben schlucken und in aller Eile auf die Notstation gebracht werden müssen. Ich kann sprechen, antworten, morgens aufstehen und mir die Zähne putzen.

Ich hasse ihn, weil er mich nicht dazu zwingt, in alle Ewigkeit hierzubleiben. Weil er nicht Gott ist.

Dann sitze ich im Zug nach Norden. Die Landschaft jagt in kleinen Bruchstücken vorbei. Zuerst hohe Laubbäume in roten und gelben Tönen. Herbstsonne und jede Menge Häuser. In allen leben Menschen ihre Leben. Auf irgendeine Weise kommen sie weiter.

Hinter Bastuträsk liegt Schnee. Und dann endlich: Wald, Wald, Wald. Ich bin auf dem Heimweg. Die Birken schrumpfen, heben sich jämmerlich und schwarz vom Weiß ab.

Ich presse Stirn und Nase ans Fenster.

Mir geht es gut, sage ich mir. So ist es, wenn es gut geht.

Samstag, 15. März 2005

SPÄTWINTERABEND IN TORNETRÄSK. Das Eis lag dick, über einen Meter. Überall auf dem siebzig Kilometer langen See standen die Archen, kleine Hütten auf Kufen, vier Quadratmeter groß. Im Spätwinter pilgerten die Bewohner von Kiruna nach Torneträsk. Sie fuhren mit dem Schneemobil und der Arche im Schlepp.

Der Boden der Arche hatte eine Luke. Ins dicke Eis wurde ein Loch gebohrt. Ein Plastikrohr verband das Loch mit der Luke im Boden, auf diese Weise konnte der eisige Wind nicht von unten her in die Arche eindringen. Und dann saß jemand in der Arche und angelte durch das Loch.

Leif Pudas war nur mit seiner Unterhose bekleidet und angelte. Es war halb neun Uhr abends. Er hatte ein paar Bier getrunken, es war ja Samstag, der Propanofen sauste und pfiff. Es war wirklich warm, inzwischen über fünfundzwanzig Grad. Fische hatte er auch erwischt, fünfzehn Bergforellen, kleine zwar, aber dennoch. Außerdem hatte er für die Katze seiner Schwester ein paar Aalquappen beiseite gelegt.

Als er pinkeln musste, kam ihm das wie eine Befreiung vor, er war einfach überhitzt, es würde schön sein, sich draußen ein wenig abkühlen zu können. Er stieg in seine Schneemobilstiefel und ging, weiterhin nur mit der Unterhose bekleidet, hinaus in die Kälte und die Finsternis.

Als er die Tür öffnete, packte sie der Wind.

Tagsüber hatte die Sonne geschienen, und es war windstill gewesen. Aber im Gebirge ändert sich das Wetter die ganze Zeit. Jetzt riss und zerrte der Sturm an der Tür wie ein tollwütiger

Hund. Zuerst gab es kaum Wind, er lag sozusagen auf der Lauer und knurrte und sammelte Kraft, dann legte er wie der Teufel los. Man konnte sich wirklich fragen, ob die Türangeln durchhalten würden. Leif Pudas musste die Tür mit beiden Händen packen, um sie schließen zu können. Vielleicht hätte er sich mehr anziehen sollen. Aber Scheiß drauf, Wasser abzuschlagen dauerte ja wohl nicht lange.

Die Windstöße brachten Schnee mit sich. Keinen weichen, feinen Pulverschnee, sondern scharfgeschliffene Diamanten. Der Schnee jagte über den Boden wie eine weiße neunschwänzige Katze und zerfetzte Leif Pudas' Haut in einem langsamen, bösen Rhythmus.

Leif Pudas rannte um die Arche herum, um Schutz vor dem Wind zu finden, und stellte sich zum Pinkeln auf. Hier war es windgeschützt, aber auch ungeheuer kalt. Er hätte nicht in Unterhose aus dem Haus gehen dürfen. Sein Sack zog sich zu einer steinharten Kugel zusammen. Aber immerhin kam die Pisse. Er wartete fast darauf, dass sie auf dem Weg durch die Luft gefror. Sie in einen gelben Eisbogen verwandelte.

Als er fertig war, hörte er durch das Fenster eine Art Gebrüll, dann hatte er die Arche plötzlich im Rücken. Fast hätte sie ihn überfahren, und gleich darauf war sie verschwunden.

Erst nach zwei Sekunden ging ihm wirklich auf, was passiert war. Der Sturm hatte die Arche mitgerissen. Er sah das Fenster, das Viereck aus warmem Licht in der Dunkelheit, und er sah, dass es ohne ihn davonjagte.

Er machte einige rasche Schritte durch die Dunkelheit, aber als die Vertäuung riss, gewann die Arche an Tempo. Er hatte nicht die geringste Chance, sie einzuholen, auf ihren Kufen jagte sie davon.

Zuerst dachte er nur an die Arche. Er hatte sie selbst aus Spanplatten gebaut und sie isoliert und mit Aluminium verkleidet. Morgen, wenn er sie fand, würde sie nur noch Kleinholz sein. Er konnte nur hoffen, dass sie keinen Schaden anrichtete.

Dann kam ein kräftiger Windstoß. Der riss ihn fast zu Boden. Nun erst ging ihm auf, dass er in Gefahr schwebte. Und er hatte noch dazu so viel Bier getrunken, sein Blut lag sozusagen gleich unter der Haut. Wenn er nicht sehr bald ins Warme käme, würde er im Handumdrehen erfroren sein.

Er sah sich um. Zur Touristenstation in Abisko war es mindestens ein Kilometer, das würde er nie im Leben schaffen, jetzt ging es um Minuten. Wo war die nächste Arche? Schneegestöber und Sturm hinderten ihn daran, das Licht der anderen Archen zu sehen.

Überlegen, sagte er sich. Jetzt gehst du nicht einen Scheißschritt, solange du deinen Grips nicht angestrengt hast. In welche Richtung schaust du gerade?

Er strengte drei Sekunden lang seinen Grips an, merkte, dass seine Hände schon steif wurden, schob sie in seine Achselhöhlen. Ging vier Schritte geradeaus und lief voll gegen sein Schneemobil. Der Schlüssel lag in der fliehenden Arche, aber unter dem Sitz hatte er einen kleinen Werkzeugkasten. Den zog er hervor.

Dann betete er zu jemandem da oben, ihn den richtigen Weg einschlagen zu lassen, und lief los in Richtung der nächsten Arche. Es waren nur zwanzig Meter, aber er hätte bei jedem Schritt in Tränen ausbrechen mögen. Aus Angst, sie zu verfehlen. Denn das würde den Tod bedeuten.

Er hielt Ausschau nach Perssons Glasfaserarche. Der scharfe Schnee wurde ihm in die Augen geweht, er kniff die Augen zusammen, und eine Schicht aus Schneematsch legte sich darüber, die er wegwischen musste. Er konnte einfach nichts sehen, außer Dunkelheit und Schnee.

Er dachte an seine Schwester. Und er dachte an seine ehemalige Lebensgefährtin, daran, dass sie es trotz allem gut miteinander gehabt hatten.

Er stieß fast gegen Perssons Arche, ehe er sie sah. Niemand zu Haus, schwarze Fenster. Er zog den Hammer aus dem Werkzeugkasten, musste die linke Hand nehmen, die rechte war einfach

unbrauchbar, sie tat schrecklich weh, da sie den kalten Stahlgriff des Werkzeugkastens gehalten hatte. Er tastete in der Dunkelheit nach dem kleinen Kunststofffenster und schlug es ein.

Die Angst machte ihn stark, er hievte seinen an die hundert Kilo schweren Körper durch das Fenster. Fluchte, als er sich den Bauch an der scharfen Metallkante aufschrammte. Aber was spielte das für eine Rolle. Aus solcher Nähe hatte der Tod ihm noch nie in den Nacken gehaucht.

In der Arche musste er ganz schnell Feuer machen. Er war zwar jetzt vor dem Wind geschützt, aber trotzdem war es hier drinnen eiskalt.

Er suchte in allerlei Kästen, bis er Streichhölzer gefunden hatte. Wie ist es möglich, etwas so Kleines festzuhalten, wenn die Hände durch die Kälte unbrauchbar geworden sind? Er steckte die Finger in den Mund, um sie zu wärmen, dann bekam er sie so weit unter Kontrolle, dass er Propanlampe und Ofen anzünden konnte. Sein Körper wollte nur noch zittern und beben, nie im Leben hatte er dermaßen gefroren. Eiskalt bis auf die Knochen.

»Jetzt ist es verdammt noch mal kalt, Scheiße, das ist ja vielleicht kalt«, sagte er mehrmals vor sich hin. Er redete laut, das hielt ihm in gewisser Weise die Panik vom Leib, er hatte das Gefühl, sich selber Gesellschaft zu leisten.

Der Wind schlug durch das Fenster wie ein boshafter Gott, Leif Pudas riss eine Matratze an sich, die an der Wand lehnte, und konnte sie einigermaßen an Ort und Stelle bugsieren, er klemmte sie zwischen Gardinenstange und Wand ein.

Er fand eine rote Daunenjacke, die vermutlich Frau Persson gehörte. Er fand auch einen Kasten mit Unterwäsche, zog zwei lange Unterhosen an, eine über die Beine und eine über den Kopf.

Die Wärme kam langsam, er hielt seine Glieder vor den Ofen, in seinen Körperteilen prickelte und brannte es, es tat schrecklich weh. In der einen Wange und dem Ohr hatte er überhaupt kein Gefühl, das war grauenhaft.

Auf der Pritsche lag ein Haufen Decken. Die waren natürlich

eiskalt, aber er konnte sich trotzdem hineinwickeln, sie isolierten immerhin.

Ich habe überlebt, sagte er sich. Was spielt es da für eine Rolle, ob mein Ohr sich verabschiedet hat?

Er riss die Tagesdecke von der Pritsche. Sie war großgeblümt, in allerlei Blautönen, ein Relikt aus den Siebzigerjahren.

Und darunter lag eine Frau. Ihre Augen waren offen und zu Eis gefroren, sie waren ganz weiß, wie mattes Glas. Etwas, das aussah wie Brei oder vielleicht Erbrochenes, an ihrem Kinn und ihren Händen. Sie trug einen Trainingsanzug. Das Oberteil wies einen roten Fleck auf.

Er schrie nicht. Er war nicht einmal überrascht. Sein Empfindungsvermögen war nach allem, was er soeben durchgemacht hatte, sozusagen erschöpft.

»Also, zum Teufel«, sagte er nur.

Und seine Gefühle glichen denen, die man hat, wenn man sich einen kleinen Hund zulegt und der zum hundertsten Mal ins Zimmer pisst. Es war die Resignation angesichts der Tücke jeglichen Objekts.

Er unterdrückte den Impuls, einfach die Decke zurückzulegen und die Frau zu vergessen.

Dann setzte er sich hin und überlegte. Was zum Henker sollte er jetzt tun? Natürlich musste er machen, dass er zur Touristenstation kam. Nicht, dass er Lust gehabt hätte, sich in der Dunkelheit auf den Weg zu begeben. Aber ihm blieb wohl keine Wahl. Und außerdem wollte er nicht mit der Frau zusammen auftauen.

Aber eine kleine Weile musste er doch noch sitzen bleiben. Bis er nicht mehr so entsetzlich fror.

Zwischen ihnen bildete sich eine Art Gemeinschaft. Sie leistete ihm Gesellschaft, als er eine Stunde lang mit schmerzenden Körper dasaß, während die Wärme sich wieder einstellte. Er hielt die Hände gegen den Propanofen. Er sagte nichts. Und sie auch nicht.

KOMMISSARIN ANNA-MARIA Mella und ihr Kollege Sven-Erik Stålnacke kamen um Viertel vor zwölf in der Nacht zum Sonntag an der Fundstelle an. Die Polizei hatte bei der Touristenstation Abisko zwei Schneemobile ausgeliehen. Das eine hatte einen Schlitten. Ein Bergführer hatte seine Hilfe angeboten und die beiden nach unten gefahren. Durch Sturm und Finsternis.

Leif Pudas, der die Leiche gefunden hatte, saß in der Touristenstation und war bereits einmal vernommen worden, von der Besatzung des Streifenwagens, der zuerst hier eingetroffen war.

Als Leif Pudas zur Touristenstation gekommen war, war die Rezeption geschlossen gewesen. Es hatte eine Weile gedauert, bis die Leute in der Kneipe ihm geglaubt hatten. Es war doch Samstagabend, und zwar waren sie in der Touristenstation an saloppe Kleidung gewöhnt, viele streiften einfach den Schneemobilanzug ab und tranken ihr Bier in Unterwäsche. Aber Leif Pudas kam in einer Damendaunenjacke hereingewankt, die ihm knapp bis zum Nabel reichte, dazu trug er wie einen Turban eine lange Unterhose um den Kopf.

Erst, als er in Tränen ausbrach, begriffen sie, dass etwas Entsetzliches passiert sein musste. Sie hörten ihm zu, und danach behandelten sie ihn wie ein rohes Ei, während sie auf die Polizei warteten.

Er hatte eine Tote gefunden, sagte er. Mehrere Male betonte er, dass es nicht seine Arche war. Trotzdem hielten sie ihn sicher für einen Mann, der seine Frau umgebracht hat. Niemand wollte seinen Blick erwidern. Er saß ganz allein da und weinte, ohne irgendwen zu stören, als die Polizei eintraf.

Es erwies sich als unmöglich, die Umgebung der Arche abzusperrern, der Wind riss die Absperrbänder sofort mit. Also hatten sie die gelb-schwarz gestreiften Bänder um die Arche gewickelt, hatten die Arche wie ein Paket verschnürt. Jetzt knisterten die Bänder wütend im Wind. Die Techniker waren schon eingetroffen und arbeiteten auf engstem Raum, im Schein der Scheinwerfer und der gedämpften Propanbeleuchtung aus der Arche.

Drinne war wirklich kein Platz für mehr als zwei Personen. Während die Technik den Boden untersuchte, standen Anna-Maria Mella und Sven-Erik Stålnacke draußen und versuchten, in Bewegung zu bleiben.

Es war so gut wie unmöglich, durch den Sturm und die dicken Mützen zu hören, was gesagt wurde. Sogar Sven-Erik trug eine Mütze mit Ohrenklappen, obwohl er sonst noch mitten im Winter barhäuptig herum lief. Sie brüllten einander an und bewegten sich in ihren dicken Schneemobilanzügen wie Michelinmännchen.

»Sieh mal«, rief Anna-Maria. »Das ist doch komisch!«

Sie breitete die Arme aus und stand da wie ein geblähtes Segel. Sie war eine kleine Frau, wog nicht gerade viel. Außerdem war der Schnee tagsüber geschmolzen, um dann abends zu gefrieren und blank und wie Eis zu werden, und als sie also so in Positur ging, packte sie der Wind, und langsam glitt sie davon.

Sven-Erik lachte und gab vor, sie eilig einfangen zu wollen, ehe sie auf die andere Seite des Sees getrieben würde.

Jetzt kamen die Techniker aus der Arche.

»Das ist jedenfalls nicht der Tatort«, rief der eine Anna-Maria Mella zu. »Erstochen, wie es aussieht. Aber wie gesagt, offenbar nicht hier. Ihr könnt die Leiche haben. Wir machen morgen weiter, wenn wir etwas sehen können.«

»Und uns nicht den Arsch abfrieren«, schrie sein viel zu dünn angezogener Kollege.

Die Techniker setzten sich auf den Schlitten des Schneemobils und wurden zur Touristenstation kutschert.

Anna-Maria Mella und Sven-Erik Stålnacke gingen in die Arche.

Dort war es eng und kalt.

»Aber immerhin sind wir vor dem Scheißwind geschützt«, sagte Sven-Erik und zog die Tür zu. »So, jetzt können wir uns in normaler Lautstärke unterhalten.«

Der kleine, an der Wand befestigte Klappstisch war mit Folie in Holzoptik bezogen. Stühle, vier Stück aus weißem Kunststoff, waren aufeinandergestapelt. Es gab eine Kochplatte und eine kleine Spülschüssel. Ein rot-weiß kariertes Vorhang und Stoffblumen in einer Keramikvase lagen auf dem Boden unter dem Plexiglasfenster. Eine dort festgeklemmte Matratze hielt den Wind, der durch das Fenster eindringen wollte, einigermaßen auf.

Sven-Erik öffnete den Schrank. Dort stand ein Brennaparat für die Schnapsherstellung. Er schloss den Schrank.

»Ja, ja, das haben wir nicht gesehen«, sagte er nur.

Anna-Maria betrachtete die Frau auf der Pritsche.

»Eins fünfundsechzig?«, fragte sie.

Sven-Erik nickte und brach sich kleine Eiszapfen vom Schnurrbart. Anna-Maria zog das Tonbandgerät aus der Tasche. Sie fummelte eine Weile daran herum, denn die Batterien waren so kalt geworden, dass das Gerät nicht funktionierte.

»Na los«, sagte sie und hielt es vor den Propanofen, der tapfer kämpfte, um trotz des eingeschlagenen Fensters und des Rein- und Rausgerennes das Archeninnere zu wärmen.

Als das Tonbandgerät endlich ansprang, gab Anna-Maria eine Beschreibung.

»Frau, blond, Pagenkopf, um die vierzig... sieht gut aus, was?«

Sven-Erik stieß einen Laut der Zustimmung aus.

»Ich finde das jedenfalls. An die eins fünfundsechzig groß, schlank, große Brüste. Kein Ring am Finger. Kein Schmuck. Augenfarbe in dieser Situation schwer zu beurteilen, vielleicht kann die Gerichtsmedizin... helle Trainingsjacke, winddichtes

Modell, vermutlich mit Blutflecken, aber das werden wir wohl bald erfahren, dazu passende Trainingshose, Turnschuhe.« Anna-Maria beugte sich über die Frau.

»Und sie ist geschminkt, Lippenstift, Lidschatten und Wimperntusche«, fügte sie hinzu. »Ist das nicht ein bisschen seltsam, wenn sie doch joggen wollte? Und warum trägt sie keine Mütze?«

»Heute war es mittags sehr warm und schön, gestern auch«, sagte Sven-Erik. »Solange kein Wind weht ...«

»Aber es ist Winter! Du bist der Einzige weit und breit, der nie eine Mütze trägt. Die Kleider sehen jedenfalls nicht billig aus, und die Frau auch nicht. Sie wirkt irgendwie fein.«

Anna-Maria schaltete das Tonbandgerät aus.

»Wir müssen schon heute Abend die Umgebung befragen. Touristenstation und Ost-Abisko. Wir erkundigen uns auch im Laden, ob sie da bekannt ist. Und eigentlich müsste doch irgendwer sie vermisst melden, finde ich.«

»Mir kommt sie irgendwie bekannt vor«, sagte Sven-Erik nachdenklich.

Anna-Maria nickte.

»Vielleicht ist sie aus Kiruna. Muss überlegen. Vielleicht haben wir sie da gesehen. Zahnärztin? Verkäuferin in irgendeinem Laden? Bank?«

Sven-Erik schüttelte den Kopf.

»Hör auf«, sagte er. »Es wird uns schon einfallen.«

»Wir müssen auch zwischen den Archsen nachsehen«, sagte Anna-Maria.

»Ja, und das bei diesem Scheißsturm!«

»Trotzdem.«

»Ja.«

Sie musterten einander eine Weile lang.

Sven-Erik wirkte müde, fand Anna-Maria. Müde und niedergeschlagen. Das war er oft angesichts von toten Frauen. In der Regel handelte es sich ja um tragische Todesfälle. Sie lagen er-

schlagen in der Küche, der Mann saß in Tränen aufgelöst im Nebenzimmer, und man musste froh sein, wenn es keine kleinen Kinder gab, die alles mit angesehen hatten.

Sie selbst fühlte sich nie so unangenehm berührt, doch, natürlich, wenn es um Kinder ging. Kinder und Tiere, daran würde sie sich nie gewöhnen. Aber ein Mord wie dieser. Nicht, dass er sie in gute Laune versetzte. Oder dass sie es gut fand, dass irgendwer umgebracht worden war, so war das nicht. Aber ein Mord wie dieser ... Der brachte doch sozusagen etwas zu beißen. Und das konnte sie brauchen.

Sie lächelte in Gedanken über Sven-Eriks nassen Schnurrbart. Der sah aus wie etwas, das überfahren und am Straßenrand liegen gelassen worden ist. In letzter Zeit wucherte er ganz schön. Sie fragte sich, wie einsam Sven-Erik wirklich war. Seine Tochter wohnte mit ihrer Familie in Luleå. Sie sahen sich wohl nicht sehr oft.

Und vor anderthalb Jahren war ja sein Kater verschwunden. Anna-Maria wollte ihn überreden, sich einen neuen zuzulegen, aber Sven-Erik weigerte sich. »Das macht nur Ärger«, sagte er. »Und man ist so gebunden.« Sie wusste natürlich, was das bedeutete. Er wollte sich neuen Kummer ersparen. Himmel, was hatte er sich wegen Manne Sorgen gemacht und den Kopf zerbrochen, ehe er endlich die Hoffnung aufgegeben und nicht mehr über ihn gesprochen hatte.

Und das fand Anna-Maria so schade. Sven-Erik war ein feiner Bursche. Er würde für irgendeine Frau einen guten Mann abgeben. Und ein gutes Herrchen für jegliches Tier. Er und Anna-Maria verstanden sich gut miteinander, aber sie würden nie auf die Idee kommen, auch ihre Freizeit zusammen zu verbringen. Das lag nicht nur daran, dass er viel älter war. Sie hatten ganz einfach nicht so viele Gemeinsamkeiten. Wenn sie sich außer Dienst in der Stadt oder im Laden begegneten, fehlte es immer an Gesprächsstoff. Bei der Arbeit dagegen konnten sie plaudern und sich zusammen einfach wohlfühlen.

Sven-Erik sah Anna-Maria an. Sie war wirklich eine kleine Frau, gerade mal eins fünfzig, sie verschwand fast in ihrem voluminösen Schneemobilanzug. Ihre langen blonden Haare waren von der Mütze platt gedrückt. Nicht, dass sie das interessiert hätte. Sie hatte keinen Sinn für Schminke und solche Dinge. Hatte wohl auch keine Zeit. Vier Kinder und ein Mann, der zu Hause offenbar nicht oft mit anpackte. Ansonsten war wohl nicht viel an Robert auszusetzen, Anna-Maria und er schienen sich gut zu verstehen, nur war er so träge.

Obwohl, wie viel hatte er denn selbst zu Hause gemacht, als er noch mit Hjördis verheiratet gewesen war? Er konnte sich nur vage daran erinnern, aber er wusste noch, wie ungewohnt ihm das Kochen vorgekommen war, als er dann allein lebte.

»Also«, sagte Anna-Maria. »Sollen wir beiden uns anbieten, im Schneesturm zwischen den Archen herumzukriechen? Dann können die anderen sich Dorf und Touristenstation vornehmen.«

Sven-Erik grinste.

»Spielt ja eigentlich keine Rolle, der Samstagabend ist ohnehin ruiniert.«

Was aber im Grunde nicht stimmte. Was hätte er denn sonst gemacht? Ferngesehen und vielleicht mit dem Nachbarn in der Sauna gesessen. Immer das Gleiche.

»Ja«, antwortete Anna-Maria und zog den Reißverschluss ihres Schneemobilanzugs hoch.

Aber es kam nicht von Herzen. Das hier war durchaus kein ruiniertes Samstagabend. Ein Ritter kann einfach nicht zu Hause im Schoße der Familie herumlungern, das macht ihn verrückt. Er muss losziehen und sein Schwert schwenken. Um dann heimzukehren, erschöpft und der Abenteuer satt, zur Familie, die bestimmt die leeren Pizzakartons und die Plastikflaschen wild durcheinander auf dem Wohnzimmertisch herumliegen lässt, aber das spielte keine Rolle. So war das Leben einfach wunderbar. Mit einer Suchaktion draußen auf dem Eis, in der Dunkelheit.